

NATAŠA KRAMBERGER

MAUERPFEFFER

In »Mauerpfeffer« befasst sich Nataša Kramberger mit ihrem eigenem Landwirtschaften im Rahmen des Klimawandels und der damit einhergehenden Widrigkeiten für die Natur wie für den Menschen, der vom Landanbau lebt. Ihr Text ist ein Plädoyer für die ökologische Landwirtschaft, weil diese für das globale ökologische Gleichgewicht unabdingbar ist.

Mit großer Lesefreude folgt man Krambergers persönlichen Gedanken, Beobachtungen und ihrem Engagement in einer poetischen Sprache und begreift das ganze Ausmaß der Bedeutung der Kultivierung der Natur, des Klimawandels und der Abhängigkeit des Menschen.

»Einst, denke ich, wurden so Sagen geboren, Sprichwörter und der Blues. Heute – aus einem schrecklichen Mangel an besseren Alternativen – wird so eine Betrachtung, ein Essay über das Landwirtschaften in Zeiten des Klimawandels geboren.«

Aus dem Slowenischen
von Liza Linde

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2023
www.verbrecherei.de
© Verbrecher Verlag GmbH 2023

Satz: Christian Walter
Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-566-2

Printed in Germany

Der Verlag dankt Chiara Chassé.

»Es hätte mich beinahe erschlagen. Er-schla-gen. Erschlagen hätte es mich beinahe.«

Mutter kommt mir in ihrer alten Nylontrainingsjacke aus dem Garten entgegengefliegen, kreidebleich, und wirft sich mir wortlos in die Arme.

Sie hat mich tatsächlich schon seit fast drei Wochen nicht gesehen, aber an eine derart überschwängliche Begrüßung kann ich mich nicht einmal aus Zeiten erinnern, in denen ich monate- oder gar jahrelang nicht daheim war.

»Ich wollte nachsehen, ob das Schwesternkraut schon blüht ...« Mit ihren Armen um meine Schultern beginnt sie so aufgeregt zu erzählen, dass es mich ins Wanken bringt.

Nein. Mit einer normalen Begrüßung hat das nichts zu tun.

»Dort am Waldrand gibt es noch keine, also bin ich den Pfad hoch, du weißt ja, dort über dem Bach ...«

Endlich löst sie sich aus der Umarmung, und ich kann ihr ins Gesicht sehen. Sie ist kreidebleich, grau mit etwas Weiß, knochenfarben.

Ich kann nicht anders: »In den Clogs bist du in den Wald?«

»Ist doch egal, womit. Die Clogs habe ich für den Garten. Sie sind bequem, passen super mit dicken Socken. Ist ja eh alles trocken wie Pfeffer.« Endlich kehrt etwas Farbe in ihr Gesicht zurück, aber ihre Stimme zittert immer noch. »Also gehe ich weiter und weiter und weiter, und auf einmal habe ich das Gefühl, als ob hinter meinem Rücken etwas raschelt. So schhh, schhh, weißt du, aber laut, als würde etwas knacksen.«

Meine Mutter ist eine ausgezeichnete Erzählerin und mir scheint, als würde in unserem Rücken, hier auf dem Hof, etwas voller Gewalt angriffslustig rauschen.

»Ich kam gar nicht dazu zu überlegen, was es sein könnte, ich weiß nur noch, dass ich dachte, das könne kein Wind sein, der wehte bereits seit heute Morgen nicht mehr. Und zum Glück habe ich mich nicht umgedreht, was weiß ich, warum, irgendetwas hat mich irritiert, in meinen Schulterblättern spürte ich eine Anspannung, ich fröstelte, so eine seltsame Gänsehaut kroch mir den Nacken hoch, als würde sie in mein Gehirn vordringen. Dann drehte sich mir der Magen um und es dröhnte in meinen Ohren: Laaauf! Und ich rannte los, ohne zu überlegen, nur weg. Hinter mir ein Rauschen und ein Poltern und ein Aufprall, dass der Boden bebte, rums, als wäre ein Felsen hinuntergedonnert, dass es mich durch die Luft nach vorne schleuderte. Nicht einmal einen halben Meter von mir entfernt ...

Ein paar Zentimeter neben mir ist er aufgeschlagen. Hätte mich beinahe erschlagen.«

Ein Baum. Mitten am helllichten, windstillen Nachmittag im März ist in unserem Wald ein Baum umgefallen und hätte beinahe meine Mutter erschlagen.

»Und was für einer? Eine Fichte?«

»Denkst du, ich habe nachgesehen?! Ich bin nur weiter über den Bach und gerannt, gerannt, gerannt, gerannt, bis du aufgetaucht bist und ich stehen bleiben musste.«

Etwas grundlegend Verdrehtes ist an einem Brocken entwurzelter Wurzeln, die statt in den Untergrund in den Himmel ragen. Von Nahem sehen sie aus wie ein Korb mit zerschnittenem Geflecht, bezwungen und unbrauchbar. Nichts ist darin zu finden, nicht einmal Farbe, aus dem Stamm ragen sie wie durchtrennte Kabel, an denen zufällig ein paar Erdklumpen und trockenes Unterholz hängen. Es ist unmöglich sich vorzustellen, diese armseligen Strähnen könnten jemals einen Baum fest verankert haben, der so mächtig war wie ein Hochhaus und so prächtig wie ein Schloss. Eine Buche und eine Fichte. Der entwurzelte Baum war nicht einer, sondern zwei. Von der höchsten Anhöhe unseres Waldes sind sie mit der Krone talab gefallen und wie ein Damm über dem Tal liegen geblieben.

Dürre.

Eine Buche und eine Fichte, zwei gesunde Bäume mittleren Alters, wurden am Sonntag, dem 19. März 2023 – am letzten Wintertag – gegen fünf Uhr nachmittags von der Dürre gefällt.

Ich war erschüttert, wie sehr mich das erschüttert hat. Einige Monate zuvor, mitten im Sommer, hatte ich von Freunden aus Berlin, Bauern, eine E-Mail bekommen, die von hundertjährigen Bäumen berichtete. Diese hatten im sandigen Boden Berlins und Brandenburgs kein Wasser mehr gefunden, also starben sie, nicht allmählich, sondern schlagartig, unvermittelt. »Wie eingeschläfernte Elefanten legten sie sich auf den Boden.« Das waren die Tage, an denen wir in unserem Obstgarten eifrig die jungen Apfel- und Pflaumbäume gossen, und feststellten, dass selbst die Walnussbäume verkümmerten, die wir im feuchtesten Streifen am Waldrand gepflanzt hatten.

Obwohl unser Bauernhof in einem humiden Tal liegt und auf unserem Hof ein Brunnen steht, schafften wir es bei dieser langandauernden Hitzewelle nicht mehr, genügend Wasser für alle durstigen Wurzeln zu pumpen. Das war auch die Zeit, in der schreckliche Waldbrände in Europa wüteten, die den Karst um den Bauernhof anderer Freunde in eine Mondlandschaft verwandelten, ähnlich der Küste Nordsassiniens, an der wir einst auf einem Voll-

mond-Festival feierten. Und dort, auf den entfernten Inseln mitten im Meer, starben in den Bränden sogar Korkeichen, von denen wir annahmen, sie seien unsterblich.

Unsterblich? Als ich das erste Mal in einen Korkeichenwald trat, dachte ich, ich hätte mein Gehör verloren. In einem wundersamen Augenblick verstummten alle Geräusche, und ich konnte völlig klar mein Herz hören, wie es in einem ruhigen Rhythmus schlug. Was immer ich sagte, wurde von der Stille aufgesaugt, was ungewöhnlich ist für eine Welt, in der Worte meist im Lärm untergehen. Pierfranco, der in diesem Wald zu Hause war, verstand meine Verlegenheit sofort.

»Hier gibt es keine andere Welt«, sagte er. »Diese Bäume sind eine Welt für sich.«

Dann zeigte er mir, wie sich mit drei Schlägen einer kleinen Axt die Korkborke vom Stamm einer riesigen Eiche lösen lässt, wie ein langer, köcherförmiger Kahn bleibt sie in der Hand liegen. Die Borke hat auf der Außenseite tiefe raue Furchen, die an aufgeplatzte Erde erinnern, auf der Innenseite aber versteckt sich ein weiches, warmes Mark, in das man sich am liebsten wie in eine Wiege legen möchte. Pflanzte man eine Korkeiche, braucht sie zwölf Jahre, bevor ihr eine Borke wächst. Und noch einmal zwölf Jahre, bevor man die Borke zum ersten Mal abschälen kann. Aber erst nach zwölf weiteren Jahren bildet die Eiche eine Borke, die